

Zeitschrift: NIKE-Bulletin
Herausgeber: Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
Band: 29 (2014)
Heft: 6

Artikel: Die dauerhafte Seite der Stadt = La face durable de la ville
Autor: Magnago Lampugnani, Vittorio
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-727174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

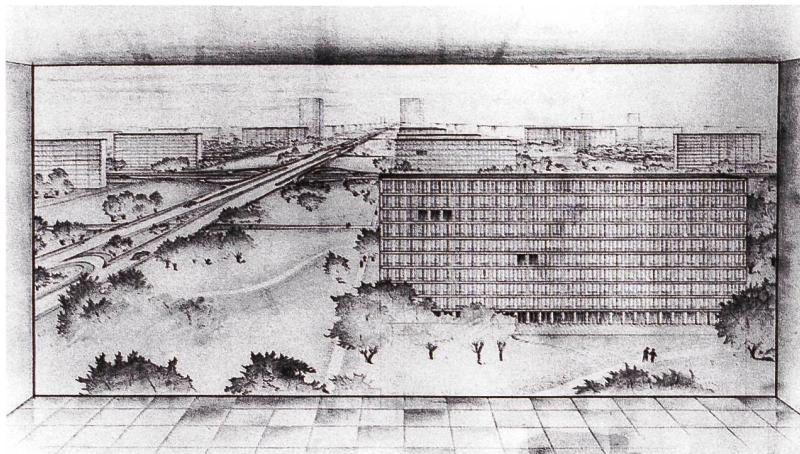
Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

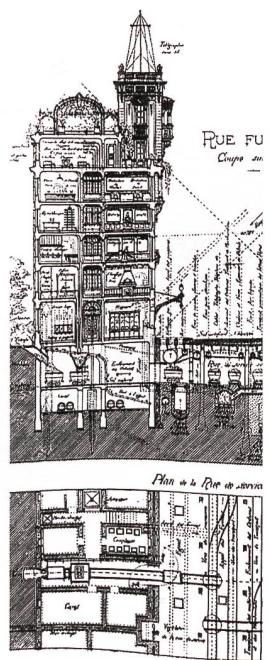
Die dauerhafte Seite der Stadt

Die Digitalisierung wird – gerade im Feld des Kulturerbes – allenthalben als Bedrohung erlebt. Die rasch zunehmenden virtuellen Realitäten scheinen das tatsächlich Existierende zu marginalisieren oder gar obsolet werden zu lassen. Der Architekt und Architekturhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani nimmt dabei einen anderen Blickwinkel ein; er beschäftigte sich schon vor zwölf Jahren mit den Auswirkungen der neuen Informationstechnologien auf die Stadt. Seine Schlüsse sind noch immer aktuell: Die digitalen Möglichkeiten erweitern das Nutzungsspektrum des historisch gewachsenen Bestands und tragen so letztlich zu dessen Aufwertung bei. Dazu müssen allerdings sowohl die spezifischen Qualitäten der Altstadt als auch diejenigen der Surrogate erkannt und gezielt in Wert gesetzt werden.

Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus Lampugnanis 2002 erschienenen Essay.



Kriegszerstörungen als Chance für den Neubau der Stadt:
Hans Scharoun und andere, Kollektivplan für Berlin, 1946 (Perspektive: Selman, Selmanagic). Der sogenannte Kollektivplan entstand in der vom Zweiten Weltkrieg verwüsteten Stadt. Seine Planer beschwörten einen der architektonischen Moderne – und massgeblich Le Corbusier – verpflichteten Stadtraum mit hohen Wohnscheiben in ausgedehnten Grünflächen sowie leistungsstarken Verkehrsadern.



Nicht nur Neubauten, sondern auch und vor allem bestehende Bau- lichkeiten können dank der neuen Informationstechnologien aufgewertet und dabei geschont werden. Denn auch dann, wenn sie funktional obsolet geworden sind, lassen sie sich durch elektronische Nachrüstung mit vertretbarem Aufwand für neue Nutzungen aufbereiten. Stillgelegte Manufakturen, verlassene Fabrikanlagen, überflüssig gewordene Lagerhäuser und Speicher, Markthallen, Schlachthöfe und Krankenhäuser, die nicht nur wertvolle Bausubstanz verkörpern, sondern oft auch hinreissend schöne Räume enthalten können, werden nicht zuletzt mit Hilfe der Elektronik in ungewöhnliche und attraktive Bildungs- und Freizeiteinrichtungen, Wohn- und Arbeitsorte verwandelt.

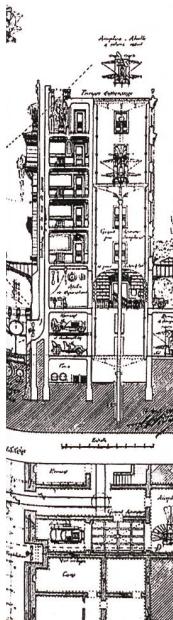
Alte Wohnungen und alte Werkstätten müssen jedoch nicht unbedingt umgewidmet werden, sie können auch erneut als solche genutzt werden. Denn selbst wenn sie heute zu klein oder zu verwinkelt erscheinen, vermag ihnen die elektronische Modernisierung wieder Benutzbarkeit, Komfort und Grosszügigkeit zu verleihen. Dabei kann die bestehende Bausubstanz mit

ihren Eigenheiten und ihrem Charme oft weitgehend so erhalten werden, wie sie ursprünglich war, lediglich dort repariert und restauriert, wo Reparaturen und Restaurierungen notwendig sind. Bessere und besser steuerbare Heiz- und Kühlsysteme treten an die Stelle herkömmlicher Klimatisierungs- maschinen mit ihren gigantischen Luftleitungen und machen die platzraubenden und meist grundhäßlichen abgehängten Decken überflüssig, die Räume und Stukkaturen zerstören; Infrarot- und digitale Funkverbindungen zwischen elektronischen Ma- schinen ersetzen die fetten Kabelschlangen und gestatten es, auf die gleichermassen störenden aufgeständerten Böden zu verzichten, die in Altbauten die ursprünglichen Raumproportionen verfälschen und mit ihnen auch Türen und Boiserien verstüm- meln. Die elektronische Technologie ist geschmeidig und schlank, sie lässt sich problemlos in alte Gemäuer einführen, ohne sie strukturell, typologisch und ästhetisch zu beeinträchtigen.

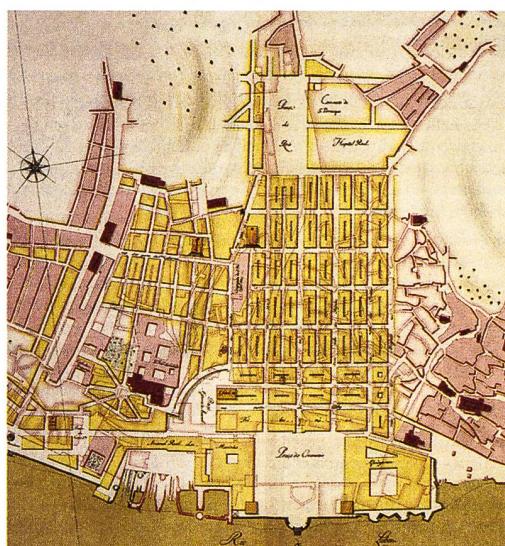
Das eröffnet die Chance, die historischen Stadtzentren, die zumeist zweckentfremdet und entsprechend heruntergekommen sind, im besten Sinn des Wortes zu

revitalisieren: nicht als touristische Imitationen ihrer selbst, sondern als komfortabel ausgestattete Wohnorte und anziehende Brennpunkte urbanen Lebens. Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Abnahme des individuellen Automobilverkehrs, die durch die telematische Revolution ermöglicht wird. Hierdurch entfällt unter anderem die Notwendigkeit, jedes erwachsene Familienmitglied mit einem Automobil auszustatten, mithin auch jene, hierfür noch eine unmittelbar am Haus stehende, sperrige und unansehnliche Garage bereitzustellen.

Gerade der motorisierte Verkehr ist oft das grösste Hindernis für die Weiternutzung oder Neunutzung historischer Bau- substanz. Für eine Gemeinschaft von Fuss- gängern konzipiert, widersetzt sie sich dem Gebrauch durch eine Gesellschaft von Auto- fahrern. Wenn aber diese Autofahrer immer häufiger auch als Fussgänger auftreten, sind die alten Strukturen wieder tauglich. Mehr noch: Sie kommen den neuen alten Anforderungen besser entgegen als Wohn- hochhäuser auf Parkdecks und herunterverkleinerte Villenimitate mit angebauter Garagenhalle.



Die Stadt als extrem effiziente Maschine: Eugène Hénard, Schnitt durch die Rue Future, 1905. Hénard war Architekt, arbeitete im Pariser Stadtplanungsamt und setzte sich mit den Veränderungen von Paris vor dem ersten Weltkrieg auseinander. In seinen Studien untersuchte er auch, wie die historische Stadt, durch den Einbau verschiedener Infrastrukturen, in eine moderne Stadt verwandelt werden könnte.



Moderne Struktur über der überkommenen Altstadt:

Eugenio dos Santos und Carlos Mardel, Plan für den Wiederaufbau von Lissabon (dem Bestand vor dem Erdbeben von 1755 überlagert). Nach dem Erdbeben vom 1. November 1755, dem eine Flutwelle und eine Feuersbrunst folgten, war die Innenstadt von Lissabon beinahe vollständig dem Erdboden gleich. Ein beschränkter Wettbewerb bescherte der Hauptstadt Portugals den Siegerplan von Eugenio dos Santos und Carlos Mardel in einer ersehnt rationalen Form.

Das historische Zentrum – obsolet?

Nur: Ist die Bemühung um die Erhaltung und Revitalisierung des historischen Stadtzentrums nicht eine Geste romantischer Nostalgie? Die alte Stadt des Mittelalters oder der Renaissance, die sich in Europa in der Regel auf den Ruinen der antiken eingenistet hat, ist spätestens seit der Aufklärung Inbegriff all dessen, wovon man sich im modernen Städtebau zu verabschieden hat. Für den Marquis de Pombal (1699–1782) ist sie eine überkommene Struktur, die in Lissabon das Erdbeben von 1755 ausradiert und unbedingt durch eine neue, den neuen Anforderungen entsprechende ersetzt zu werden hat. Für Ildefonso Cerdá (1815–1876) ist sie innerhalb seines neuen Ensanche für Barcelona wie ein Tuberkulosefleck in einer Lunge, den es möglichst schnell zu entfernen gilt: Da es ihm nicht gestattet wird, die Resektion selbst vorzunehmen, tröstet er sich damit, dass die Innenstadtbewohner ihren Heimatort freiwillig verlassen werden, um sich in den Blöcken zwischen seinem grosszügigen Strassenraster niederzulassen. Für Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) ist sie, zumindest in Paris, ein «fast unbenützbares Labyrinth», in dem sich hauptsächlich Kriminelle und Aufständische verbergen und

das es gewaltsam aufzubrechen gilt. Für Le Corbusier (1887–1965) ist sie eine Maschine, die nicht mehr funktioniert und mithin durch eine neue ersetzt zu werden hat, wofür er zu radikalen «chirurgischen» Operationen aufruft. Noch für Hans Scharoun (1893–1972) ist sie ein unbrauchbarer Rest aus der Geschichte, den zumindest in Berlin die Bombardements des Zweiten Weltkriegs «mechanisch» aufgelockert haben (ein bemerkenswerter Euphemismus für die *tabula rasa*, die etwa Roberto Rossellinis Film *Germania ora zero* dokumentiert), womit die Chance eines überfälligen «Neubaus» gegeben sei.

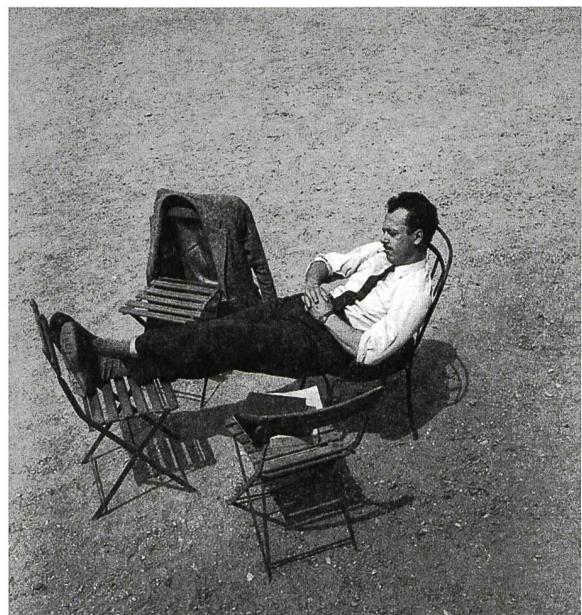
Ist das historische Stadtzentrum wirklich die unbrauchbare Spolie, als welche sie Scharen von Planern und Architekten deklariert haben, von ihren Funktionen entkleidet und ausgehöhlt, nur als Freilichtmuseum tauglich, das von vergangenheitsbesessenen Touristen aufgesucht zu werden vermag? Und, wenn dem so wäre: Woher kommt es, dass diejenigen, die es noch dürfen oder es sich noch leisten können, nach wie vor in den historischen Stadtzentren wohnen, sofern diese nicht sozial und architektonisch bis zur Unkenntlichkeit beschädigt worden sind? In den Innenstädten von Paris, Lon-

don, München, Mailand oder Venedig leben immer noch Menschen, und diese Menschen empfinden ihren zentralen Wohnort als Privileg, um das sie häufig beneidet werden.

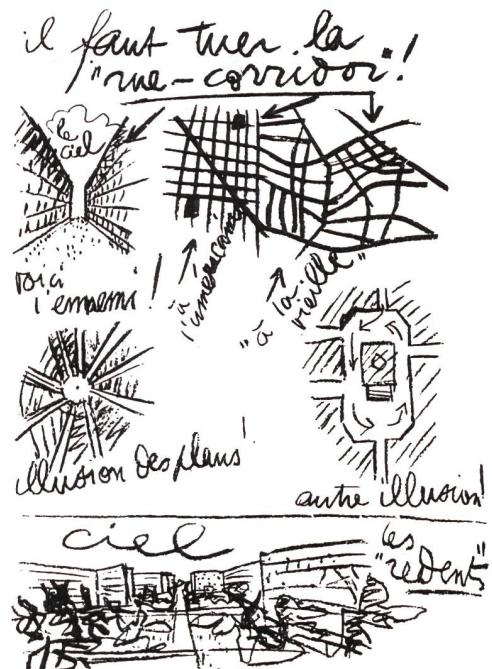
In der Tat ist die Innenstadt nach wie vor nicht nur funktionsfähig, sondern in der Regel ein Ort hervorragender Lebensqualität. Man kann dort gut wohnen, in meist grossen und ruhig gelegenen Räumen, mit Blick auf eine architektonisch attraktive Umgebung. Man kann dort gut arbeiten, in meist umgenutzten Häusern, die offene, kommunikative und reizvolle Situationen schaffen. Man kann sich dort gut bilden, erholen und amüsieren. Und zwischen alledem kann man sich rasch bewegen, weil die Entfernung kurz sind und in wenigen Gehminuten überwunden werden können. Hinzu kommt, dass die Wege angenehm sind: Sie führen durch schön gestaltete und stark belebte Gassen, Straßen und Plätze voller Läden, Cafés und Restaurants.

Das historische Zentrum – ein Lehrstück

Gerade dieses System von öffentlichen Räumen, dieses, um die Worte von Haussmann zu benutzen, «Labyrinth», erweist sich als vielleicht wichtigstes Dispositiv des histori-



Die Innenstadt als Ort mit hervorragender Lebensqualität:
Paris, Jardin de Luxembourg, Fotografie von Robert Doisneau, 1951.
Der französische Fotograf trat als Fotojournalist und als Dokumentarist des Pariser Stadtlebens besonders in Erscheinung. Er überraschte stets mit unaufgeregt intimen Aufnahmen der Seinestadt.



schen Stadtzentrums. Es ist so fein vernetzt wie nie wieder in der Geschichte der Stadt, die aus verschiedenen, vor allem jedoch ökonomischen Gründen zunehmend gröbere Strukturen hervorgebracht hat; und durch eben diese feine Vernetzung schafft es nicht nur direkte Verbindungen zwischen den verschiedenen Punkten der Stadt, sondern dazwischen auch zahllose Gelegenheiten der geplanten und ungeplanten Begegnungen und damit des zwischenmenschlichen Austausches. Dies macht die alte Stadt zum Kommunikationsdispositiv: Also zu dem, was heute jedes aufgeklärte Unternehmen, jede fortschrittliche Schule oder Universität, jede ambitionierte Institution zu reproduzieren versucht. Die zeitgenössische Bildungs- und Arbeitswelt erfindet alle möglichen Apparate und Strukturen, um das Vermögen an Informationen, das sie verwaltet, aber oft mangelhaft verwertet, besser zirkulieren zu lassen; die historische Stadt ist ein Modell für vorbildliches *knowledge management*. Genau im Gegensatz zu dem, was Le Corbusier immer wieder behauptet hat, ist sie eine extrem effiziente Maschine.

Dies auch dank ihrer Fähigkeit, neue, moderne Infrastrukturen aufzunehmen. Das sind nicht nur die Kanalisationen, die

Wasser- und Gasleitungen, die Elektro- und Telefonkabel. Es sind auch die Straßenbahnen, Untergrundbahnen und Busse; sogar die Privatfahrzeuge. Dort, wo ihre Straßen nicht zu Autobahnen aufgebrochen oder zu Fussgängerzonen degradiert worden sind, leben die Automobile, die Motorräder, die Motorroller und die Fahrräder einigermassen friedlich mit den Fussgängern zusammen. Hinzu sind in den letzten Jahren die neuen Informationssysteme mit ihren Glasfaserkabeln gekommen. Sie modernisieren die Altstadt auf nahezu ganz und gar unsichtbare Art, und tragen zu ihrer unauffälligen, selbstverständlichen Modernität bei.

Die alte Stadt ist freilich noch viel mehr als dies. Entstanden in einer Zeit, als die *urbs* noch Abbild ihrer *civitas* und mithin kein Durcheinander von Funktionen war, sondern ein Wesen, förderte sie eine auch individuelle, persönliche Beziehung mit eben diesem Wesen. Diese Beziehung ist eine kontinuierliche physische, intellektuelle und emotionale Auseinandersetzung; und diese Auseinandersetzung erlaubte und erlaubt auch weiterhin Lernen und Erinnern, und damit gemeinsame Identifikationen jenseits aller Ungleichheit. Mit anderen Wor-

ten: Sie erlaubt und fördert die Konstruktion und Verfeinerung einer Gemeinschaft.

Insofern ist das historische Stadtzentrum ein Lehrstück; insofern ist es aber auch unersetzbbar. Es ist ein Lehrstück, weil viele seiner Eigenschaften extrapoliert und in neue städtische Projekte übertragen werden können und müssen, um analoge positive Eigenschaften zu erzielen. Es ist unersetzbbar, weil zwar alles nachgeahmt werden kann, nur nicht seine Materialisierung, die das besitzt, was die Denkmalpflege den «Alterswert» und die «Authentizität» nennt, und nur nicht seine Geschichtlichkeit. Anders ausgedrückt: Die historische Stadt ist eng mit dem Leben der Menschen verknüpft und authentisch. Und sie kann (und muss) gerade dank der telematischen Revolution bewahrt werden.

Eine Welt der Surrogate

Gerade in einer Welt, in welcher die Verheissungen der Immaterialität verführen und zuweilen auch blenden, ist es dringend notwendig, ernsthaft über den soliden Teil der Dinge nachzudenken. Es darf dabei nicht vergessen werden, dass bei aller Entmaterialisierungs- und Vergeistigungseuphorie unsere Welt nicht nur aus Daten und Bits, aus



Anregende Freiräume für unvorhergesehene Begegnungen: Vittorio Magnago Lampugnani u. a., Richti-Quartier, Wallisellen, 2010–2014. In Wallisellen, in der Agglomeration von Zürich, wurde kürzlich das Richti-Quartier eröffnet. Ein Ensemble von Wohnungen, Büros und Geschäften, das mit wenigen Baublöcken ein Stück Stadt erzeugt und die Qualitäten von gefasstem Strassenraum sowie ruhigen Oasen im Blockinneren aufweist.

«Chirurgische Eingriffe», damit die Maschine der Stadt wieder läuft:
Le Corbusier, Skizze «il faut tuer la rue corridor», 1930. Le Corbusier wandte sich vehement gegen die Räume der historischen Stadt, besonders die Strassenräume, die er als beengende Korridore ansah. Mit dem Schlachtruf «il faut tuer la rue corridor (tötet die Korridorstrasse)!» brachte er dies selbstbewusst zum Ausdruck.

Information und Kommunikation besteht, sondern dass die Menschen für bestimmte Tätigkeiten auch handfeste Gegenstände benötigen. Um sich zu setzen, braucht man einen Stuhl. Um zu wohnen, einen Raum. Um zu flanieren, eine Strasse oder einen Platz.

Die Umwälzung, in die uns der Strudel der telematischen Revolution hineingezogen hat, ist unaufhaltsam. Doch gerade dadurch, dass diese Revolution eine allgemeine Verschiebung vom Materiellen zum Immateriellen bewirkt, gibt sie dem ersten auch einen neuen Stellenwert.

Ohnehin leben wir seit Jahrzehnten in einer Welt der Surrogate, zunehmend umgeben von Dingen, deren Wesen künstlich entfernt worden ist: Wir essen Käse, Wurst und Joghurt ohne Fett, trinken Bier ohne Alkohol und Kaffee ohne Koffein, unsere Abenteuer konsumieren wir risikolos und komfortabel in Action-Filmen und Katastrophen-Video-Spielen. Wenn wir nun sogar mit der virtuellen Realität beglückt werden, also mit der Wirklichkeit ohne Wirklichkeit, kann es nicht ausbleiben, dass ein neues Interesse an der authentischen Erfahrung aufkommt: Das, was der Philosoph Alain Badiou (geb. 1937) «la passion du réel» genannt hat.

Die Aufwertung des Realen

Diese Gegentendenz, diese antizyklische Leidenschaft ist mitnichten regressiv oder nostalgisch. Die Fähigkeit des elektronischen Rechners, Dinge und Situationen zu simulieren, ist fraglos nützlich und eröffnet faszinierende Perspektiven; sie kann und darf allerdings nicht zur Verdrängung des Erlebnisses der Realität führen. Surrogat und Wirklichkeit werden nebeneinander bestehen. Ihre Grenzen dürfen aber nicht verweicht, ihre unterschiedlichen Möglichkeiten und Anwendungsgebiete nicht verwechselt werden. Und angesichts des sich ausbreitenden Surrogats erfährt die Wirklichkeit mit ihrem unvergleichlichen Informationsreichtum und ihrer unersetzbaren Eigenschaft der Authentizität eine zunehmende Aufwertung. Auch und vor allem in der Stadt. In ihrer soliden Seite findet sie sich befreit von Utilitaristischem, an dem sie noch in der Folge der industriellen Revolution litt, und damit frei, ihre ursprünglichen Funktionen wieder besser zu erfüllen. Sie findet sich aufgewertet und attraktiver als zuvor.

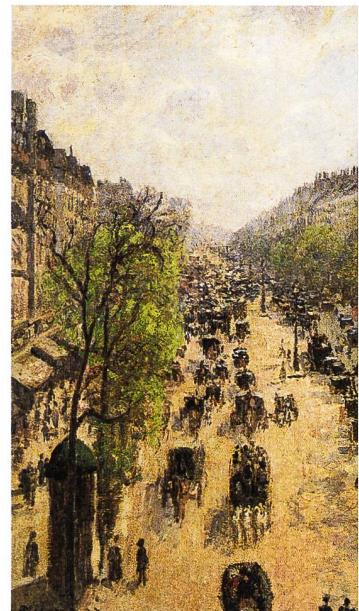
Das Prinzip des Ersatzes, das Diktat des Als-ob hält in ihr ja nicht erst seit dem Durchbruch des Computers Einzug. Schon

das späte 19. Jahrhundert hat nicht ohne Heuchelei die Maskerade zur stadtkompositorischen Methode erhoben und trivialen, profitbestimmten Mietshäusern den äusseren Anschein aristokratischer Paläste verliehen. Das ausgehende 20. Jahrhundert hat das Spiel noch viel weiter getrieben, und heute hat es zuweilen den Anschein, als dürfe jedes Gebäude alles, nur nicht es selbst sein: Ein Haus muss aussehen wie eine Märchenkulisse, ein Bürogebäude wie eine Weltraumstation, ein Theater wie ein Lunapark, ein Bahnhof wie ein Einkaufszentrum. Ein Einkaufszentrum aber darf nichts weniger als die Stadt selbst parodieren: mit Bars, Restaurants, Theater, Kinos, Ausstellungsräumen, Wohnungen, Büros, Marktplatz und der unvermeidlichen kunststoffpalmenbesetzten Galleria, in der nach den auf Luftkissen von Optimismus dahingleitenden Marketing-Phrasen der Betreiber ausge rechnet jenes urbane Leben Tag und Nacht zu pulsieren habe, zu dessen Zerstörung die gesamte Simulation ihren entscheidenden Beitrag leistet.

Wenn nun dank der neuen Kommunikationstechnologien dem Universum der Stellvertretung und der Ersatzhandlung keinerlei Schranken mehr gesetzt sind, wird



Die Stadt ist ein Kommunikationsdispositiv:
Giovanni Battista Nolli, *Pianta grande di Roma* (Ausschnitt des Stadtzentrums um Piazza Navona), 1748. Giovanni Battista Nolli legte mit seiner *Pianta grande* den ersten Gesamtplan von Rom vor, der auf akkurate Vermessungen beruhte. Die Besonderheit des Plans liegt vor allem darin, dass er im Stadtgrundriss alle öffentlich zugänglichen Räume – neben Straßen und Plätzen waren dies die Kirchen sowie die Palasthöfe – auswies.



in der Stadt also nicht ein neuer Prozess in Gang gebracht, sondern ein alter zu seinem äussersten Extrem geführt. Und damit *ad absurdum*. So dass vor lauter Surrogaten wieder das Echte attraktiv wird: nicht als snobistische Rarität, sondern als notwendiges Antidot gegen Täuschung und Manipulation.

Die Qualität der Stadt

Was aber ist das Echte in der Stadt? All das, was dem Leben des Menschen entspricht, seinen tatsächlichen physischen und auch kulturellen Bedürfnissen. Es sind Gebäude, die nicht als Markenzeichen ihrer selbst, ihrer Architekten oder ihrer Bauherrn auftreten müssen. Gebäude, deren Funktion und Konstruktion verständlich und nachvollziehbar sind. Deren Materialien eine Farbe, eine Struktur und ein Gewicht, einen Namen und einen Sinn haben und nicht beliebige Verkleidung darstellen. Straßen, die ohne aufdringliche Inszenierungen zurückhaltende Orte der Bewegung oder des Verweilens bilden, bestückt mit den städtischen Attraktionen der Cafés und Läden, stellenweise von Arkaden gesäumt oder als Passagen mit Glas überdacht. Plätze, die nicht durch penetrante Möblierung zu

grossen, plüschigen oder unnötig exklusiven Wohnzimmern geraten, sondern anregende Freiräume für Unvorhergesehenes bieten. Und dann Bäume, die in Parks stehen, Alleen bilden, Plätze eingrenzen und einrahmen, und dabei den Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung anzeigen. Wasserflächen, die die Stadt auflockern und zieren und in welchen sie sich wider spiegeln.

Ihre grösstenteils heimliche Qualität offenbart die authentische, in der Zeit ersonnene und gebaute Stadt erst im Vergleich mit den vielen falschen urbanen Inszenierungen, die sie allerorten nachhaffen. In keiner der unzähligen neuen Erlebniswelten, die das Zeitalter der Eventkultur feiern und Waren-, Abenteuer- und Kulturredit unter dem Banner des Kommerzes miteinander verquicken, darf die Piazza, die Cafestrasse, die Passage, das Denkmal, das Palladio-Zitat fehlen: Und doch gelingt den Imitationen nicht einmal die Beschwörung der rein hedonistischen Seite der Stadt, die mit der kulturellen zwar gut koexistieren kann, allein aber noch lange keine Urbanität ausmacht, allenfalls deren Karikatur.

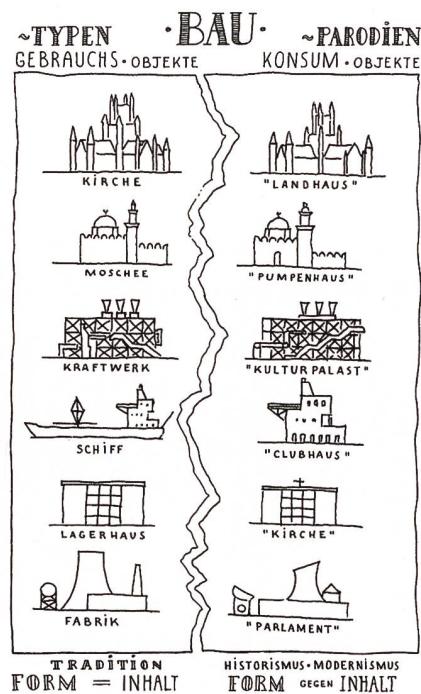
Das Original aber kann nichts ersetzen: Nicht Disneyworld und nicht jene Digital

City, deren Bild ohnehin bislang niemand überzeugend beschworen hat. Allzu sehr kommt es auf die Materialien an, auf die Details, auf die sichtbaren Hinzufügungen, Überlagerungen, Ausbesserungen. In einer Epoche der Camouflage, in einer Ära des Ersatzes gehört das Materielle, das Konkrete, das Autochthone zum Schönsten und Wichtigsten, was wir uns leisten können und leisten müssen.

Vittorio Magnago Lampugnani. *Verhaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der Telematischen Stadt*. Berlin, Verlag Klaus Wagenbach, 2002. 112 Seiten mit Abbildungen in Schwarz-Weiss. CHF 27.90. ISBN 978-3-8031-5166-7
Zwei aktuelle Fallbeispiele zu dieser Thematik finden Sie auf S. 44 ff.



Um zu flanieren, braucht man eine Strasse: Camille Pissarro, Boulevard Montmartre Paris, 1897. Pissarro war wie seine Künstlerkollegen des Impressionismus von den unterschiedlichen Lichtstimmungen an den gleichen Orten besessen. Er malte den Boulevard Montmartre tags und nachts, winters wie sommers. Dabei fing er auch das städtische Leben der pulsierenden Boulevards von Paris im fin de siècle ein.

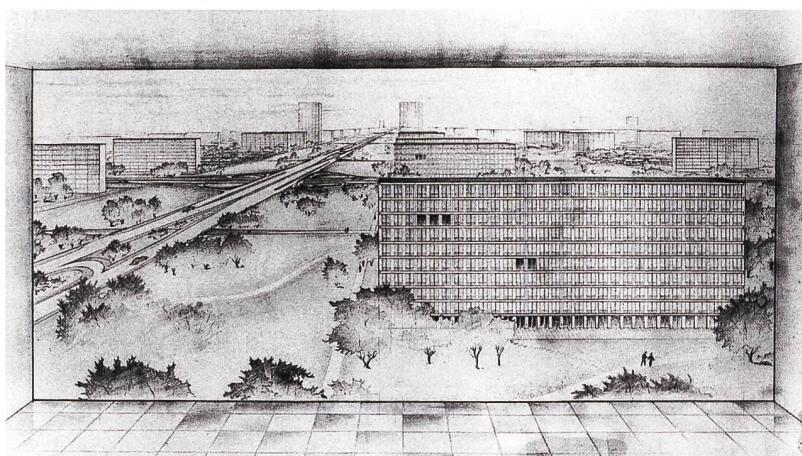


Jedes Gebäude darf alles sein: Leon Krier, Karikatur der «modernen» Bautypologien, aus: *Freiheit oder Fatalismus*, 1998. Mit der Gegenüberstellung von Bautypen und Bauparodien zeigt der Architekt Leon Krier auf, wie durch die rein bildliche Behandlung von architektonischen Typen und deren leichter Abänderung, Bedeutungsverschiebungen entstehen.

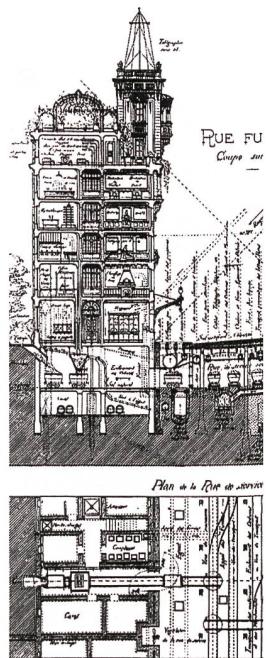
La face durable de la ville

La numérisation est toujours perçue comme une menace, notamment par rapport au patrimoine culturel. Le développement rapide des mondes virtuels semble marginaliser, voire rendre obsolescent, ce qui existe dans le monde réel. L'architecte et historien de l'architecture Vittorio Magnago Lampugnani adopte ici un autre point de vue. Il y a déjà une douzaine d'années, il s'est penché sur les répercussions que les nouvelles technologies de l'information peuvent avoir sur la ville. Ses conclusions restent d'actualité: les technologies numériques élargissent l'éventail des affectations du patrimoine architectural historique, contribuant ainsi à le revaloriser. Il importe cependant de bien distinguer les qualités spécifiques des cités historiques et celles de leurs succédanés numériques, afin de mettre en valeur les unes et les autres.

L'article qui suit est extrait de l'essai que Vittorio Magnago Lampugnani a publié en 2002 sur ce sujet.



Les bombardements de guerre donnant l'occasion pour une reconstruction de la ville: Hans Scharoun et al., plan collectif pour Berlin, 1946 (perspective: Selman, Selmanagic). Le soi-disant plan collectif (Kollektivplan) était constitué dans la ville ravagée par la seconde guerre mondiale. Ses auteurs avaient la vision d'un espace urbain dans l'esprit de l'époque moderne – surtout de Le Corbusier – avec des vastes espaces verts et des grands axes routiers.



Jes bâtiments récents ne sont pas les seuls à pouvoir être mis en valeur par les nouvelles technologies de l'information. Les constructions anciennes ont encore plus à y gagner; en outre, ces technologies permettent de les ménager. En effet, même lorsqu'un bâtiment historique ne peut plus remplir sa fonction d'origine, il est possible de lui donner une affectation nouvelle en le dotant d'équipements électroniques, pour un coût raisonnable. Les manufactures et établissements industriels désaffectés, les entrepôts et greniers devenus inutiles, les anciens abattoirs, marchés couverts et hôpitaux ne représentent pas seulement un parc immobilier de valeur: souvent, ils offrent en outre des espaces d'une remarquable beauté. Leur réaménagement, notamment au moyen de la technologie électronique, permet d'en faire des lieux de formation, de loisirs, d'habitat ou de travail tout à la fois originaux et attrayants.

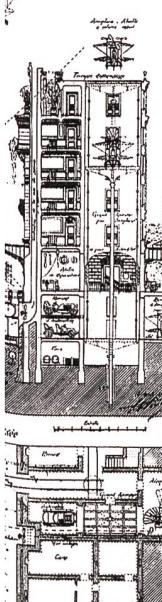
Les anciennes habitations et les anciens ateliers ne doivent pas forcément changer d'affectation, ils peuvent également être à nouveau utilisés dans leur fonction initiale. En effet, même lorsque ces constructions

semblent aujourd'hui être trop petites ou comporter trop de recoins, leur modernisation au moyen des technologies électroniques permet de les rendre à nouveau utilisables, confortables et spacieuses. De cette manière, il est souvent possible de conserver en grande partie la substance du bâtiment dans son état original, avec ses caractéristiques et tout son charme, et de ne procéder à des réparations et à des restaurations que là où elles sont nécessaires. De nouveaux systèmes de chauffage et de climatisation plus efficaces et plus finement réglables peuvent remplacer les climatisations traditionnelles; ils font ainsi disparaître leurs gigantesques conduits de ventilation et permettent de se passer des plafonds suspendus, généralement très laids, qui, en réduisant le volume des pièces, ruinent leurs proportions et condamnent leurs stucs. Les commandes des machines électroniques passant par des infrarouges ou par des ondes radio numériques remplacent les gros faisceaux de câbles et permettent d'éliminer les sols surélevés qui, eux aussi, faussaient dans les bâtiments anciens les proportions des pièces et mutilaient du même coup portes et boiseries. Les technologies électroniques sont souples et peu encombrantes: on peut les loger facilement dans les vieux murs sans

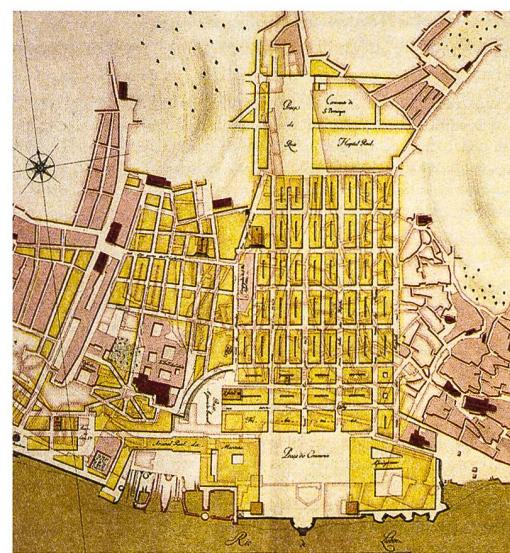
détrader ceux-ci, du point de vue structurel, typologique et esthétique.

Ces nouvelles technologies nous donnent ainsi une chance de revitaliser des centres historiques qui, dans la plupart des cas, ont perdu leur fonction d'origine et se sont donc dégradés. Nous parlons ici d'une «revitalisation» au meilleur sens du terme: il ne s'agit pas de faire de ces quartiers des reproductions touristiques de ce qu'ils furent autrefois, mais des lieux d'habitation confortables et bien équipés et des pôles d'attraction de la vie urbaine. La diminution du trafic automobile privé que permet la révolution télématique joue ici un rôle décisif. Par exemple, il n'est désormais plus nécessaire que dans une famille tous les adultes aient une automobile; de ce fait, ils sont aussi dispensés de l'obligation de disposer à proximité immédiate de leur domicile d'un garage, disgracieux et dévoreur de surface.

Le trafic automobile est en effet souvent le principal obstacle à la poursuite de l'exploitation ou à la reconversion d'une construction historique. Conçus pour une collectivité de piétons, les quartiers historiques ne se prêtent pas à une utilisation par une société d'automobilistes. Pourtant, lorsque les automobilistes en question se déplacent aussi de plus en plus souvent à



La Ville, une machine d'une efficacité extrême: Eugène Hénard, coupe de la Rue Future, 1905. L'architecte Hénard travaillait à la direction de l'urbanisme de Paris et s'occupait des changements de la ville avant la première guerre mondiale. Dans ses recherches, il étudiait la modernisation de la ville ancienne par l'installation des infrastructures.



Un nouveau plan sur le reliquat du passé: Eugenio dos Santos et Carlos Mardel, plan pour la reconstruction de Lisbonne (au-dessus des quartiers avant le tremblement de terre de 1755). Après le tremblement de terre du 1 novembre 1755, suivi des inondations et incendies, le centre de Lisbonne était presque complètement détruit. Le plan efficace de dos Santos et Mardel était le gagnant d'un concours.

pied, les immeubles anciens redeviennent utilisables. Bien plus, les constructions historiques correspondent davantage aux «nouveaux» besoins que les tours d'habitation qui se dressent sur des parkings couverts ou les imitations de villas miniatures flanquées de leur garage.

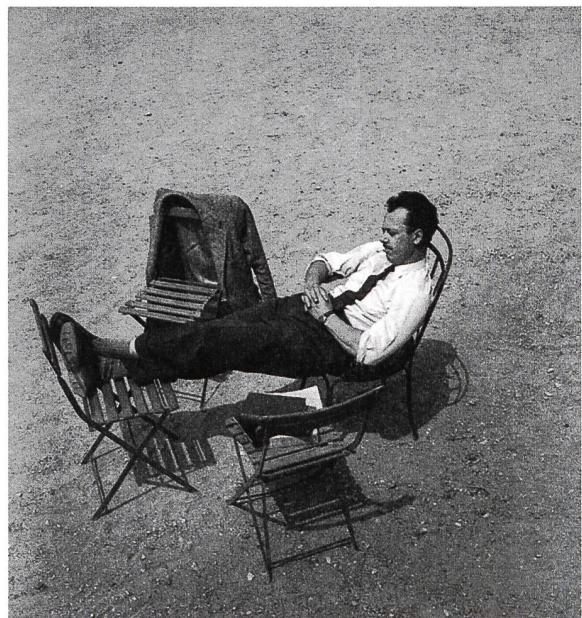
Le centre historique est-il frappé d'obsolescence?

Peut-être se demandera-t-on si les efforts visant à conserver et revitaliser les centres historiques des villes ne sont pas la simple expression d'une nostalgie romantique. La vieille ville du Moyen-Age ou de la Renaissance, qui en Europe s'est généralement nichée au sein des ruines des cités antiques, ne passe-t-elle pas, au plus tard depuis les Lumières, pour l'incarnation de tout ce que l'urbanisme moderne doit éviter? Ainsi, le marquis de Pombal (1699–1782) considère-t-il que la structure urbaine de Lisbonne, effacée par le tremblement de terre de 1755, n'est qu'un reliquat du passé qu'il faut absolument remplacer par un nouveau plan répondant aux exigences du temps. Pour Ildefonso Cerdá (1815–1876), qui dessine le plan du nouveau quartier de *Ensanche* (ou *Eixample*) à Barcelone, les vieux quartiers qui subsistent au centre de son projet d'extension urbaine sont comme

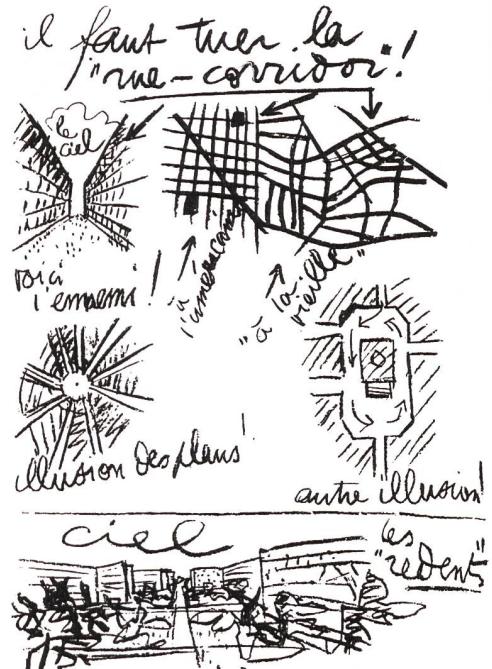
une tache de tuberculose sur un poumon, qu'il convient d'extirper dès que possible; cependant, comme il ne lui est pas permis de procéder lui-même à l'ablation, il se console en pensant que les habitants du centre quitteront d'eux-mêmes les quartiers qui les ont vus naître pour aller se loger dans ses nouveaux pâtes d'immeubles desservis par un réseau orthogonal de larges rues. Quant à Georges-Eugène Haussmann (1809–1891), il juge que le centre historique, tout au moins à Paris, n'est qu'un labyrinthe pratiquement inutilisable servant surtout de refuge à des criminels et à des séditieux et qu'il faut le remodeler par la force. Pour Le Corbusier (1887–1965), la cité historique est une machine qui ne fonctionne plus et qu'il convient donc de remplacer par une nouvelle machine; l'architecte appelle donc à la pratique d'opérations «chirurgicales» radicales. Hans Scharoun (1893–1972) considère encore que le centre urbain ancien n'est qu'un vestige historique inutilisable que les bombardements de la Seconde Guerre mondiale ont «aéré» mécaniquement, à Berlin tout au moins (un remarquable euphémisme pour la *tabula rasa* décrite par Roberto Rossellini dans son film *Germania ora zero*), donnant ainsi l'occasion de procéder à une «reconstruction» attendue depuis longtemps.

Les centres urbains historiques sont-ils vraiment, comme l'ont clamé des légions d'urbanistes et d'architectes, des vestiges inutilisables, dépouillés de leur fonction d'origine et vidés de leur substance, tout juste aptes à faire office de musées en plein air arpentés par des touristes nostalgiques du temps jadis? Mais, si tel était le cas, comment comprendre que ceux qui en ont encore la possibilité, ou les moyens, continuent de vivre dans les centres historiques, pour autant que ces derniers n'aient pas été défigurés, architecturalement ou socialement? Bien des gens habitent encore au centre de Paris, Londres, Munich, Milan ou Venise; ils se sentent privilégiés de pouvoir vivre au cœur de leur cité et on leur envie souvent ce privilège.

En effet, non seulement les quartiers historiques continuent de remplir parfaitement leurs fonctions, mais ils offrent en général une excellente qualité de vie. On peut y vivre bien, souvent dans des pièces spacieuses et tranquilles ayant vue sur un environnement architectural de qualité. On peut aussi y travailler agréablement, la plupart du temps dans des immeubles reconvertis qui offrent des situations de travail ouvertes, attrayantes et encourageant la communication. Mais on peut encore s'y former, s'y détendre et s'y amuser dans



Les quartiers historiques, lieux d'une excellente qualité de vie:
Paris, Jardin de Luxembourg, photographie par Robert Doisneau, 1951. Le photographe français était surtout un documentaliste de la vie urbaine de Paris. Ses photos intimes de la ville au bord de la Seine sont toujours surprenantes.



d'excellentes conditions. Enfin, on peut se déplacer rapidement d'un lieu d'activité à l'autre, car les distances sont courtes et peuvent être parcourues à pied en quelques minutes. Ajoutons que les itinéraires y sont agréables: ils passent par des ruelles pleines de charme et très animées, par des rues et des places bordées de boutiques, de cafés et de restaurants.

Le centre historique: une leçon d'architecture

Ce système d'espaces publics, ce «labyrinthe», pour reprendre le terme d'Haussmann, est peut-être l'aspect le plus important du centre historique. Il constitue un réseau d'un maillage si fin qu'on n'en retrouvera plus d'équivalent dans l'histoire des villes qui, pour diverses raisons (mais surtout pour des motifs économiques), va produire des structures de plus en plus grossières. Or, la finesse de ce réseau ne garantit pas seulement des liaisons directes entre les différents points de la ville: en chemin, elle donne aussi d'innombrables occasions de rencontres, prévues ou non, favorisant ainsi les échanges interpersonnels. Cette caractéristique fait d'une vieille ville un véritable dispositif de communication, autrement dit, elle offre ce que cherche aujourd'hui à reproduire toute entreprise clairvoyante,

toute école ou université tournée vers l'avenir et toute institution ambitieuse. Actuellement, tant le monde du travail que celui de la formation inventent tous les appareils et structures imaginables afin de faire mieux circuler le capital d'informations qu'ils gèrent (souvent sans l'exploiter intégralement); or, la ville historique nous fournit le modèle d'une gestion de la connaissance exemplaire. Contrairement à ce que Le Corbusier a toujours prétendu, elle est donc une machine extrêmement efficace.

Cette efficacité, la cité historique la doit aussi à sa capacité d'accueillir des infrastructures modernes: non seulement des égouts, des conduites d'eau et de gaz, des câbles électriques et téléphoniques, mais aussi des trams, des métros et des bus... et même des véhicules individuels. Là où ses rues n'ont pas été transformées en autoroutes ou réduites au statut de zones piétonnes, elle permet aux automobiles, aux motos, aux scooters et aux vélos de cohabiter à peu près pacifiquement avec les piétons. A ces infrastructures sont venus s'ajouter, ces dernières années, les nouveaux systèmes d'information et leurs câbles en fibre optique: ils modernisent les vieux quartiers d'une manière presque invisible et concourent à lui conférer une modernité discrète, mais allant de soi.

Bien sûr, une vieille ville est beaucoup plus qu'une machine efficace. Née à une époque où l'*urbs* (la ville) est encore l'image de sa *civitas* (la cité-Etat), où elle n'est pas encore devenue un mélange de fonctions, mais constitue une véritable entité, la cité ancienne encourage ses habitants à nouer avec elle une relation individuelle, personnelle. Cette relation se présente comme un dialogue permanent, tant sur le plan physique qu'aux niveaux intellectuel et émotionnel, qui permet aux participants d'acquérir sans cesse de nouvelles connaissances, tout en cultivant la mémoire, et de se relier ainsi à une identité commune, au-delà de toutes leurs dissemblances. En d'autres termes, la ville historique permet, et même favorise, la construction et le perfectionnement d'une communauté.

Le centre historique constitue donc une leçon d'architecture; à ce titre, il est irremplaçable. Il est pour nous une leçon, parce qu'un grand nombre de ses caractéristiques peuvent, après extrapolation, inspirer les nouveaux projets d'urbanisme, afin de les doter de propriétés positives analogues. Mais il est aussi irremplaçable, car, s'il est vrai que tout peut être imité, sa matérialité, qui est ce qui lui donne la «valeur d'ancienneté» et l'«authenticité» chère aux conservateurs du patrimoine, n'est pas reproduc-



Des places offrant des espaces accueillants, ouverts à l'imprévu: Vittorio Magnago Lampugnani et al., Richti-Quartier, Wallisellen, 2010–2014. À Wallisellen, dans l'agglomération zurichoise, le nouveau quartier Richti avec ses logements, bureaux et magasins, forme un espace urbain. Il y a aussi des petits havres de paix dans les pâtés de maisons.

Des opérations «chirurgicales» afin que la «machine» de la ville fonctionne de nouveau: Le Corbusier, «il faut tuer la rue corridor», 1930. Le Corbusier, réfutait avec véhémence les espaces de la ville historique. Pour lui, surtout les rues corridors étaient étouffantes.

tible et il en va de même de son historicité. En résumé, la cité historique est étroitement liée à la vie de ses habitants et se distingue par son authenticité. Elle peut (et doit) être préservée en recourant aux techniques développées par la révolution télématique.

Un monde de succédanés

Dans un monde séduit, et parfois aveuglé, par les promesses de l'immatérialité, il est absolument nécessaire de réfléchir sérieusement à l'aspect concret des choses. Quelle que soit l'euphorie avec laquelle la dématérialisation et la virtualisation sont accueillies, il ne faut pas oublier que notre monde n'est pas seulement constitué de données et de bits, d'informations et de communication, mais que l'homme a encore besoin d'objets matériels pour mener certaines activités. On a besoin d'une chaise pour s'asseoir, d'un toit pour se loger, d'une rue ou d'une place pour flâner.

On n'arrêtera pas les bouleversements dans lesquels nous jette le tourbillon de la révolution télématique. Cependant, en provoquant un mouvement général du matériel à l'immatériel, cette révolution confère, par contrecoup, une nouvelle valeur à ce qui a une réalité matérielle.

Nous vivons de toute façon depuis des décennies dans un monde de succédanés et

sommes de plus en plus entourés de choses artificiellement privées de leurs qualités naturelles: nous mangeons du fromage, de la saucisse ou du yaourt sans graisse, buvons de la bière sans alcool ou du café sans caféine et étanchons notre soif d'aventure en toute sécurité et en tout confort devant des films d'action ou des jeux vidéo à scénario de catastrophe. Si maintenant nous sommes même censés trouver notre bonheur dans la réalité virtuelle, autrement dit dans une réalité sans réalité, il est alors inévitable que surgisse un intérêt nouveau pour l'expérience authentique: c'est ce que le philosophe Alain Badiou (1937) a nommé «la passion du réel».

La revalorisation du réel

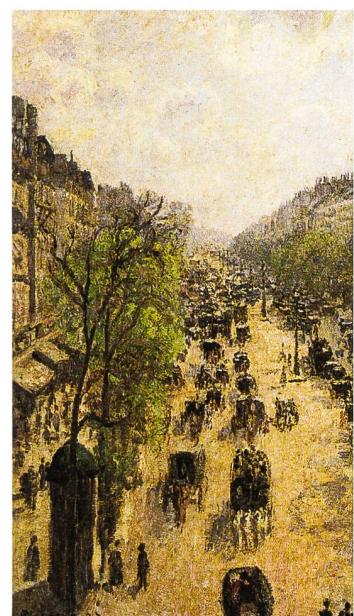
Cet intérêt qui va à contre-courant, cette passion «anticyclique», n'est en rien rétrograde ou nostalgique. Il ne fait aucun doute que l'aptitude de l'ordinateur à simuler des objets et des situations est utile et qu'elle ouvre des perspectives fascinantes; elle ne saurait pourtant se substituer à l'expérience de la réalité. A l'avenir, la réalité et ses succédanés continueront de coexister, mais il faudra veiller à ce que la ligne de démarcation entre le réel et son image ne s'efface pas, éviter de confondre leurs propriétés et leurs champs d'application respectifs. Comme l'image est en train de gagner du

terrain, la réalité, avec son incomparable richesse d'informations et son irremplaçable authenticité, est de plus en plus revalorisée. C'est aussi ce qui se produit dans le cas qui nous occupe: dans son aspect concret, la ville s'est aujourd'hui émancipée du culte de l'utile dont elle était tributaire depuis la Révolution industrielle, ce qui lui permet à nouveau de mieux remplir ses fonctions d'origine. Elle se trouve ainsi revalorisée et son attrait se renforce.

Le principe du succédané, le diktat du «comme si», n'a d'ailleurs pas attendu l'irruption de l'ordinateur pour faire son entrée dans nos villes. Le XIX^e siècle finissant avait déjà élevé, non sans hypocrisie, la mascarade au rang de méthode d'urbanisme, donnant à de banals immeubles locatifs de rapport l'apparence extérieure de palais aristocratiques. A la fin du XX^e siècle, on a poussé la comédie encore beaucoup plus loin et, aujourd'hui, on a parfois l'impression qu'un bâtiment a le droit d'être tout, sauf lui-même: une maison doit ressembler à un décor de conte de fées, un immeuble de bureaux à une station spatiale, un théâtre à un luna-park, une gare à un centre commercial. Quant au centre commercial, il ne saurait être autre chose qu'une parodie de la ville elle-même, accueillant bars, restaurants, théâtres, cinémas, salles d'exposition,



La ville est un dispositif de communication: Giovanni Battista Nolli, pianta grande di Roma (autour Piazza Navona), 1748. La pianta grande de Giovanni Battista Nolli était le premier plan général de Rome se reposant sur des mesurages minutieux. Le plan montre tous les espaces accessibles au public – non seulement rues et places mais aussi églises et cours de palaces.



appartements, bureaux et place du marché, jusqu'à l'inévitable galerie ornée de palmiers en plastique. Une galerie où, d'après les slogans publicitaires des exploitants, toujours d'un indestructible optimisme, on sentira la vie urbaine battre nuit et jour – une vie urbaine que toute cette mascarade contribue largement à étouffer.

Si donc les nouvelles technologies de communication permettent aujourd'hui d'abolir les limites de l'univers de la substitution et de l'imitation, l'invasion de la ville par des simulations n'est pas quelque chose de nouveau, mais seulement un ancien phénomène porté à son comble. Or, ce processus revient à une sorte de réduction à l'absurde: dans un monde surpeuplé de succédanés, l'authentique retrouve tout son attrait, non pas en tant que rareté destinée aux snobs, mais comme indispensable antidote à l'illusion et à la manipulation.

La qualité de la ville

Mais que devons-nous considérer comme authentique dans une ville? Nous pouvons ranger dans cette catégorie tout ce qui correspond aux besoins de la vie humaine, qu'il s'agisse de besoins matériels et physiques ou de besoins culturels: Des bâtiments qui ne sont pas de simples emblèmes d'eux-mêmes, de leurs architectes ou de leurs

propriétaires, mais dont la fonction et la construction sont lisibles et compréhensibles; des bâtiments dont les matériaux ont une couleur, une structure, un poids, une identité et un sens précis et ne constituent pas un revêtement quelconque. Des rues qui, sans présenter une mise en scène envahissante, offrent des lieux de passage ou de séjour discrets, qui sont parsemées de cafés et de boutiques, véritables attractions urbaines, et parfois bordées d'arcades ou couvertes d'une verrière. Des places offrant des espaces accueillants, ouverts à l'imprévu, et qu'un mobilier urbain envahissant ne transforme pas en grands salons kitsch et inutilement luxueux. Des arbres qui peuplent des parcs, forment des boulevards, ornent et délimitent les places, tout en reflétant le changement des saisons et des conditions météorologiques. Enfin, des plans d'eau qui aèrent et agrémentent la ville, lui offrant un miroir où ses charmes se reflèteront.

Ce n'est que dans sa confrontation avec les nombreuses mises en scènes pseudo-urbaines qui essaient partout de la singer que la ville authentique, inventée et construite au cours du temps, dévoile des qualités qui nous sont habituellement cachées. Dans les innombrables parcs d'attractions qui célèbrent l'âge de la culture des «événements» en mêlant, sous l'étendard du commerce, la

consommation de marchandises, d'aventure et de culture, des éléments tels que la place à l'italienne, la rue des cafés, le passage couvert, le monument ou la citation de Palladio ne sauraient manquer. Et pourtant, toutes ces imitations ne parviennent même pas à évoquer vraiment en nous la face hédoniste de la ville, aspect qui peut fort bien coexister avec sa face culturelle, mais ne suffit certainement pas à exprimer l'urbanité – tout au plus en trace-t-il une caricature.

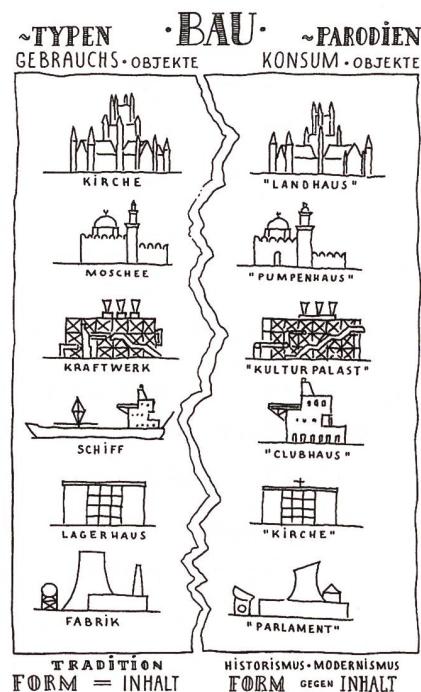
Rien ne peut remplacer l'original: ni les *Disneylands*, ni cette «cité numérique» dont personne n'a pu jusqu'ici esquisser un portrait convaincant. Les matériaux, les détails, les ajouts visibles, les superpositions et les traces de réparations qui caractérisent la vraie ville résistent à la substitution. A l'ère du camouflage et du succédané, la matière, le concret et l'élément vernaculaire font partie des choses les plus belles et les plus importantes que nous puissions – et devions – nous offrir.

Vittorio Magnago Lampugnani. *Verhaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der Telematischen Stadt.* Berlin, Verlag Klaus Wagenbach, 2002. 112 pages avec illustrations noir-blanc. CHF 27.90. ISBN 978-3-8031-5166-7

Pour deux exemples actuels de ce domaine veuillez voir pp. 44 ff.



Pour flâner, on a besoin d'une rue: Camille Pissarro, Boulevard Montmartre Paris, 1897. Pissarro, comme ses collègues artistes impressionnistes, était fasciné par les différents effets lumineux d'un lieu. Jour et nuit, il peignait le boulevard Montmartre, en été comme en hiver. Il y rendait aussi la vie trépidante sur les boulevard parisiens.



Aujourd'hui, un bâtiment a le droit d'être tout: Leon Krier, caricature de la typologie «moderne» des bâtiments, 1998. En mettant vis-à-vis types de bâtiments et leur parodies, Krier montre les changements de sens quand on modifie légèrement les types architecturaux en les regardant qu'en premier abord.